

Glaube zwischen Alltagserfahrung und Vertrauen

1. Alltagsglaube als menschliche Grundhaltung

Ist Glauben eine Einstellung, die eines modernen und mündigen Menschen würdig ist? „Glauben“ erscheint uns als eine provisorische, vorläufige Haltung, über die man eigentlich hinauskommen sollte, auch wenn „Glauben“ häufig unvermeidlich ist: Niemand kann all das, worauf sich in unserer technischen Zivilisation unser Leben gründet, wirklich wissen und aus eigenem wissenden Verstehen beherrschen.¹ Wir alle benutzen von früh bis spät Produkte der Technik, deren genaue Funktionsweise wir nicht kennen. Wer kann die Statik des Hochhauses, das Funktionieren des Aufzugs, den ganzen Bereich des Elektronischen, die Zusammensetzung eines Medikamentes nachrechnen und sich ihrer vergewissern? Wir leben in einem Netz des Nicht-Gewussten, auf das wir uns aufgrund unserer meist positiven Erfahrungen verlassen. Wir „glauben“, dass es mit alldem seine Richtigkeit hat, und stützen uns durch solchen „Glauben“ auf das Wissen anderer.

Was für eine Art „Glaube“ ist das, den wir unbewusst laufend praktizieren, der die Grundlage unseres täglichen Zusammenlebens bildet? Zwei gegensätzliche Seiten dieser Art von „Glaube“ springen in die Augen: Zunächst ist eine solche Art von Glaube für unser Leben unerlässlich. Andernfalls würde nichts mehr funktionieren. Jeder müsste immer wieder von vorne anfangen. Unser menschliches Leben würde unmöglich, wenn wir anderen nicht mehr vertrauen könnten und uns nicht mehr verlassen dürften auf ihre Erfahrung, ihre Kenntnis, auf das uns Vorgegebene. Das ist die eine, positive Seite dieses „Glaubens“. Andererseits ist unser „Glaube“ Ausdruck einer Unkenntnis. Wissen wäre besser. Wir können uns nur deshalb auf den ganzen Mechanismus der technischen Welt verlassen, weil es einige Menschen gibt, die die jeweilige Sache erforscht haben und sie „wissen“. Insofern ist der Wunsch, so weit wie möglich vom Glauben zum Wissen zu kommen - jedenfalls im Bereich unseres alltäglichen Lebens - richtig und sinnvoll. Mit diesen Überlegungen aus dem Raum der rein innerweltlichen, alltäglichen Lebensbewältigung gewinnen wir Einsichten, die auch für den religiösen Glauben wichtig sind. Dem Alltagsglauben haftet zunächst der Charakter des Ungenügenden und Provisorischen an. Er ist eine Vorstufe des Wissens, über die man nach Möglichkeit hinauszukommen sucht. Daneben gilt auch Folgendes: Solcher „Glaube“ ist gegenseitiges Vertrauen, gemeinsame Teilhabe am Verstehen und Bewältigen der Welt. Dieser Aspekt ist wesentlich für die Gestaltung menschlichen Lebens überhaupt. Ohne Vertrauen könnten die Menschen in einer Gesellschaft nicht zusammenleben.

Damit haben wir die grundlegende Form unseres Alltagsglaubens erkannt: Solcher Glaube enthält einerseits einen Minder-Wert gegenüber dem „Wissen“, andererseits aber einen Grund-Wert menschlicher Existenz, ohne den keine Gesellschaft

¹ Vgl. zum Folgenden J. Ratzinger / Benedikt XVI., Auf Christus schauen. Einübung in Glaube, Hoffnung, Liebe, Freiburg 2006, 9-46.

bestehen würde. Wir können drei Elemente unseres Alltagsglaubens benennen: Er bezieht sich immer auf jemanden, der um die in Frage kommende Sache „weiß“. Der Alltagsglaube setzt die wirkliche Sachkenntnis qualifizierter und glaubwürdiger Personen voraus. Dazu kommt als Zweites das Vertrauen der vielen Menschen, die in ihrem täglichen Gebrauch der Dinge auf die Solidität des dahinterstehenden Wissens weniger Spezialisten bauen. Als drittes Element ist eine gewisse Bestätigung des Wissens anderer in meiner Alltagserfahrung notwendig. Dass das mit dem elektrischen Strom seine Richtigkeit hat, kann ich zwar nicht wissenschaftlich beweisen, aber das tägliche Funktionieren meiner Geräte zeigt mir, dass ich, obwohl ich kein Wissender bin, mit gutem Grund dem Wissen anderer vertraue.

2. Kann man sich in Glaubensfragen neutral verhalten?

Wenn wir nun den Übergang zum religiösen Glauben versuchen, stellt sich sofort ein schwerwiegender Einwand in den Weg: Mag sein, dass im menschlichen Miteinander unmöglich jeder Mensch alles Lebensnotwendige und Nützliche „wissen“ kann; mag sein, dass unser Handeln darauf beruht, dass wir durch „Glauben“ am „Wissen“ anderer Menschen beteiligt sind. Wir bleiben dabei aber immer im Bereich menschlichen Wissens, das grundsätzlich alle erwerben können.

Mit dem Glauben an Gott und seine Offenbarung überschreiten wir jedoch die Grenze menschlichen Wissens. Selbst wenn die Existenz Gottes vielleicht noch zu „Wissen“ werden könnte - die Inhalte unseres christlichen Glaubens können von jedem Menschen für immer nur „geglaubt“ werden. Hier gibt es keinen Rückbezug auf das Fachwissen einiger, auf die wir uns verlassen können, weil sie die Dinge aus eigenem Erforschen unmittelbar kennen. So stehen wir vor der Frage: Ist der Glaube an Gott mit modernem kritischem Bewusstsein vereinbar? Wäre es nicht dem mündigen Menschen unserer Zeit gemäßer, sich des Urteils über derlei unsichere Dinge zu enthalten? Der Versuch, sich in Glaubensfragen neutral zu verhalten, entspricht zweifellos dem durchschnittlichen Bewusstsein von heute. Die Redlichkeit des Denkens scheint den Agnostizismus (= die Überzeugung, dass die Frage, ob Gott existiert und sich den Menschen mitgeteilt hat oder nicht, prinzipiell nicht entscheidbar ist) zu empfehlen - gleichsam als Eingeständnis, dass unser Zugriff und unser Blickfeld an einem bestimmten Punkt enden, und als Ehrfurcht vor dem, was uns unzugänglich ist.

Gegenüber dieser Weise von geistiger Demut drängt sich jedoch folgender Einwand auf: Der Durst nach dem Unendlichen gehört nun einmal zum Wesen des Menschen, ja er macht geradezu sein Wesen aus. Die Grenzen der Wissenschaft dürfen nicht mit den Grenzen unserer menschlichen Existenz überhaupt verwechselt werden. Können wir als Menschen die Frage nach Gott einfach beiseitelassen - die Frage nach unserem Woher, unserem Wohin und nach dem Maßstab unserer Existenz? Können wir einfach leben, „als ob es Gott nicht gäbe“, wenn es ihn vielleicht doch gibt? Die Frage nach Gott wirkt sich auf alle Bereiche unseres Lebens aus. Ich muss mich in der Praxis zwischen zwei Möglichkeiten entscheiden: leben, als ob es Gott nicht gäbe, oder leben, als gäbe es Gott und als sei er die maßgebliche Wirklichkeit für mein Leben. Vor Gott kann ich nicht neutral bleiben. Ich kann nur ja oder nein sagen und dies mit allen Konsequenzen bis in die kleinsten Dinge meines Lebens hinein.

3. Die Torheit der Gescheiten und die wahre Weisheit

Jesus erzählt die Geschichte von der guten Ernte des reichen Mannes (Lk 12,16-21): Der reiche Mann dieses Gleichnisses ist ohne Zweifel intelligent. Er versteht sich auf sein Geschäft. Seine Überlegungen sind wohlbedacht, der Erfolg gibt ihm Recht. Mit so unsicheren Dingen wie der Existenz Gottes beschäftigt er sich nicht. Er geht mit dem Sicheren und Berechenbaren um. Deshalb ist sein Lebensziel sehr innerweltlich und handgreiflich: der Wohlstand und das Glück des Wohlergehens. Dann geschieht genau das, was er nicht in seine Rechnung einbezogen hatte: Gott spricht zu ihm über eine Angelegenheit, die dieser Mann als zu unsicher und zu unwichtig aus seinem Kalkül ausgeklammert hatte: davon, was mit seiner Seele geschieht, wenn sie nackt vor Gott steht, jenseits von Besitz und Erfolg. „Du Narr! Noch in dieser Nacht wird man dein Leben von dir zurückfordern“ (Lk 12,20). Der intelligente und erfolgreiche Mann ist in den Augen Gottes ein Dummkopf.

Dieser törichte Intelligente verkörpert unser modernes Durchschnittsverhalten. Unsere technischen und wirtschaftlichen Fähigkeiten sind ins Unvorstellbare gewachsen. Trotz aller Schrecklichkeiten unserer Zeit verstärkt sich bei vielen immer noch die Meinung, wir seien daran, das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl von Menschen zu erwirken. Aber gerade in dieser scheinbaren Annäherung an die Selbsterlösung der Menschheit wird die ungesättigte menschliche Seele sichtbar: ihr unstillbarer Durst, ihr Verlangen nach Gott.

Das Ziel unseres Lebens besteht darin, den Anruf Gottes zu hören, den Ruf unserer Seele zu vernehmen und das Geheimnis Gottes wiederzuentdecken. Das Sich-Ausstrecken des Menschen auf Gott hin ist etwas anderes als unkritisches Denken. Im Gegenteil, die Weigerung, sich mit Gott zu beschäftigen, der Verzicht auf diese höchste Offenheit des Menschen ist ein Akt des Sich-Verschließens. Der Mensch, der sich selbst zum Herrn der Wahrheit macht, täuscht sich. Dem Selbstherrlichen entzieht sich Gott. Er zeigt sich nur dem Menschen, der vor seinem Schöpfer in der Haltung der Ehrfurcht, der verehrenden Demut steht.

„Er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen“ (Lk 1,52). In diesen Worten der Gottesmutter geht es nicht um die Idee des Klassenkampfes. Vielmehr drückt sich in ihnen das Staunen eines von Gott berührten Menschen über die Wege Gottes aus. Einer „kritischen“ Gesinnung, in der der Mensch alles kritisiert, nur sich selber nicht, steht hier im „Magnifikat“ die Offenheit aufs Unendliche gegenüber, die Demut des Denkens, das bereit ist, sich der Majestät Gottes zu beugen, vor dem wir nicht Richter, sondern Bettler sind. Nur dem wachen und demütigen Herzen zeigt sich Gott. Eine solche Offenheit für Gott hat nichts mit Leichtgläubigkeit zu tun. Sie verlangt im Gegenteil wache Selbstkritik.

4. Der Glaube - verankert in Jesus Christus, bestätigt im Leben, verwirklicht in der Kirche

Anfangs haben wir gesehen, dass mit dem Glauben einerseits der Aspekt des nicht-selbständigen Wissens verbunden ist und andererseits das Element des gegenseitigen Vertrauens, durch welches das Wissen der anderen zu meinem Wissen wird. Mit dem Element des Vertrauens ist zugleich das Element der Teilhabe gegeben: Durch mein Vertrauen werde ich Teilhaber fremden Wissens. Darin liegt sozusagen der soziale Aspekt des Glaubens. Kein Mensch weiß alles. Aber miteinander wissen wir das Nötige. Der Glaube bildet ein Netz gegenseitiger

Verbundenheit, gegenseitigen Sich-Tragens und Getragenwerdens. Diese Grundform des menschlichen Miteinanders kehrt in unserem Gottesverhältnis wieder. Sie hat in der Beziehung zwischen Gott und Mensch sogar ihre Urform und ihre Mitte. Auch unser Glaube beruht auf dieser Gegenseitigkeit, auf einem Vertrauen, das Teilhabe wird und sich dann für den einzelnen Menschen aufgrund eigener Erfahrung bestätigt.

„Wie sollen sie nun den anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie hören, wenn niemand verkündigt? Wie soll aber jemand verkündigen, wenn er nicht gesandt ist? Darum heißt es in der Schrift: Wie sind die Freudenboten willkommen, die Gutes verkündigen!“ (Röm 10,14 f) Das Wort Gottes kommt zu uns durch Menschen, die ihn gehört und berührt haben, durch Menschen, für die Gott konkrete Erfahrung geworden ist und die ihn sozusagen aus erster Hand kennen. Damit der Glaube, der anderen geschenkt ist, zu meinem ganz persönlichen Glauben werden kann, muss ich allerdings selbst offen sein für Gott. Nur wenn in mir selbst die Antenne für Gott da ist, kann die Frohe Botschaft, die andere leben und weitersagen, bei mir auf fruchtbaren Boden fallen.

Ein lebendiger Glaube setzt eine innere Wachheit und ein offenes Herz voraus, das in einer inneren Gesammeltheit seine direkte Verbundenheit mit dem Schöpfer entdeckt. Zugleich aber gilt, dass sich Gott nicht dem isolierten Ich öffnet. Der Glaube schließt eine individualistische Abkapselung aus. Die Beziehung zu Gott ist gebunden an die Beziehung zu unseren Schwestern und Brüdern im Glauben. Auch im Glauben an Gott leben die vielen von den wenigen und die wenigen für die vielen. Im Hinblick auf Gott sind wir nicht alle Blinde, die im Dunklen tappen. Auch hier gibt es Menschen, denen das Sehen geschenkt worden ist. Jesus sagt z. B. über Abraham, den Stammvater Israels: Er „sah meinen Tag und freute sich“ (Joh 8,56). In der Mitte der Geschichte steht Jesus Christus als der große Sehende. Alle seine Worte entspringen seiner Unmittelbarkeit zum Vater (vgl. Joh 14,9: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“). Der christliche Glaube ist Teilhabe am Sehen Jesu, das uns durch das Wort der Heiligen Schrift bekannt geworden ist.

a) Der Glaube - verankert im Sehen Jesu Christi und der Heiligen

„Niemand kommt zum Vater außer durch mich“ (Joh 14,6). Jesus, der Gott „aus erster Hand“ kennt und sieht und selbst Gottes Sohn ist, ist der wahre Mittler zwischen Gott und Mensch. „Das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, kam in die Welt“ (Joh 1,9). Das Licht Jesu spiegelt sich in den Heiligen. „Heilige“ sind nicht nur die namentlich von der Kirche Heiliggesprochenen. Zu allen Zeiten leben verborgene Heilige, die in der Gemeinschaft mit Jesus Gott konkret erfahren und durch ihr eigenes Leben Zeugnis für Gott ablegen.

b) Der Glaube - bestätigt im Leben

Das Johannesevangelium deutet in der Geschichte über Jesus und die Samariterin (Joh 4,1-42) an, dass der Glaube ein Prozess, ein innerer Weg ist. Die Samariterin berichtet, was ihr mit Jesus widerfahren ist und dass sie in ihm den Messias erkannt hat - den Heilbringer, der den Weg zu Gott eröffnet und ihr so zur entscheidenden Erkenntnis ihres Lebens verhilft. Was diese Frau sagt, lässt ihre Mitbürger aufhorchen. Sie glauben an Jesus „wegen der Rede der Frau“, d. h. sie glauben

zunächst „aus zweiter Hand“. Aber dann laden sie Jesus ein und kommen mit ihm selbst ins Gespräch. Am Ende können sie sagen: Nun „wissen wir: Er ist wirklich der Retter der Welt“ (Joh 4,42). Glaube wird in der lebendigen Begegnung mit Jesus zu Erkenntnis, zu „Wissen“.

Weil unser Glaube sehr eng mit unserem Leben, das sich in vielerlei Auf und Ab bewegt, verbunden ist, gibt es auch immer wieder Rückschläge, die uns zu einem neuen Anfang nötigen. Jedes Lebensalter muss - auch im Glauben - seine eigene Reife finden. Die Erfahrung eines im Glauben bestandenen Lebens gibt uns die Gewissheit, dass Jesus wirklich unser Retter ist, auf den wir unsere ganze Hoffnung setzen dürfen. Wer sich vom Glauben der Kirche formen und führen lässt, kann in seinem Leben trotz all seiner Schwächen und Schwierigkeiten wie ein Fenster sein, durch das das Licht des lebendigen Gottes hindurchscheint. Gegen die Kräfte, die die Wahrheit niederhalten, und die Mauer der Vorurteile, die uns den Blick auf Gott versperrt, kann der gläubige Mensch eine Gegenkraft sein. Der anfanghafte Glaube eines Menschen kann sich an einen anderen Menschen, der einen gefestigten Glauben hat, gleichsam anlehnen.

Die Bekehrung der antiken Welt zum Christentum war eine Frucht der Bewährung des Glaubens, wie sie im Leben der Christen sichtbar wurde. Die missionarische Kraft der frühen Kirche war - menschlich gesprochen - nichts anderes als die Einladung, im Raum der Kirche den Glauben zu erfahren. Hier liegt auch die große Verantwortung der Christen von heute. Die Lebensgemeinschaft der Kirche lädt ein zum Abenteuer eines Lebens, in dem Gott erfahrbar wird. Christus gibt allen, die ihm nachfolgen wollen, den Auftrag, für andere Menschen zum Wegweiser zu werden.

c) Der Glaube - verwirklicht in der Gemeinschaft der Kirche

Der Glaube - so sagten wir - ist die Beteiligung am Sehen Jesu, ein Sich-Stützen auf Jesus. Johannes, der sich an die Brust Jesu lehnt, zeigt uns, was der Glaube im Tiefsten ist: Gemeinschaft mit Jesus. Glaube ist seinem innersten Wesen nach ein „Mitsein“ und damit der Ausbruch aus der Isolierung meines Ich. Mein gelöstes Ich findet sich in einem größeren, neuen Ich wieder. Der Apostel Paulus beschreibt diesen Prozess der Lösung des ersten Ich und seiner neuen Erweckung in einem größeren Ich als „Wiedergeburt“. „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2,20). In diesem neuen Ich, zu dem mich der Glaube befreit, finde ich die Einheit mit Jesus und mit allen, die den Weg des Glaubens gegangen sind und heute gehen. Glaube ist deshalb immer kirchlicher Glaube. Er lebt und bewegt sich im Wir der Kirche. Mein persönlicher Glaube kann nicht in einem Privatdialog mit Jesus Christus bestehen. Glaube und Leben, Ich und Wir gehören zusammen. Nur in der Gemeinschaft der Glaubenden, im Wir der Kirche, kann sich mein persönlicher Glaube entfalten. Wer zum Glauben kommen will, muss die Bereitschaft aufbringen, auf die Mitgläubenden, die Gott ihm an den Weg gestellt hat, zu hören. „Selig, die ein reines Herz haben; denn sie werden Gott schauen“ (Mt 5,8). Das „reine“ Herz ist das offene und demütige Herz. Das unreine Herz ist das anmaßende und verschlossene Herz, das ganz mit sich selbst angefüllt und ausgefüllt und deshalb unfähig ist, der Majestät Gottes anbetend Raum zu geben.

5. Bei Christus sein - in der eucharistischen Anbetung

Am 8. September 2007 ist Papst Benedikt XVI. als Pilger nach Mariazell gekommen.² Als er am 11. September 2006 den bayerischen Marienwallfahrtsort Altötting besuchte, unterstrich der Papst in einer Predigt in besonderer Weise die Bedeutung der eucharistischen Anbetung:³ Eine wesentliche Weise des Mitseins mit Christus ist die eucharistische Anbetung. Der Papst verweist auf die neue Schatzkammer, die Altötting erhalten hat - eine Anbetungskapelle. Wo einst Schätze der Vergangenheit, Kostbarkeiten der Geschichte und der Frömmigkeit aufbewahrt wurden, ist jetzt der Ort für den eigentlichen Schatz der Kirche: die ständige Gegenwart des Herrn im Sakrament. Jesus erzählt uns in einem seiner Gleichnisse von dem im Acker verborgenen Schatz. Der verborgene Schatz, das Gut über alle Güter, ist das Reich Gottes - ist er selbst, das Reich in Person. In der heiligen Hostie ist er da, der wahre Schatz, für uns immer zugänglich. Im Anbeten dieser seiner Gegenwart lernen wir erst, ihn recht zu empfangen - lernen wir das Kommunizieren, lernen wir die Feier der Eucharistie von innen her.

Die hl. Edith Stein hat in einem Brief geschrieben (Gesammelte Werke, Bd. VII, 136 f): „Der Herr ist im Tabernakel gegenwärtig mit Gottheit und Menschheit. Er ist da, nicht Seinetwegen, sondern unseretwegen: weil es Seine Freude ist, bei den Menschen zu sein. Und weil Er weiß, dass wir, wie wir nun einmal sind, Seine persönliche Nähe brauchen. Die Konsequenz ist für jeden natürlich Denkenden und Fühlenden, dass er sich hingezogen fühlt und dort ist, sooft und solange er darf.“ Und der Papst fährt fort: Lieben wir es, beim Herrn zu sein. Da können wir alles mit ihm bereden: unsere Fragen, unsere Sorgen, unsere Ängste, unsere Freuden, unsere Dankbarkeit, unsere Enttäuschungen, unsere Bitten und Hoffnungen. Da können wir es ihm auch immer wieder sagen: Herr, sende Arbeiter in deine Ernte! Hilf mir, ein guter Arbeiter, eine gute Arbeiterin in deinem Weinberg zu sein!

Der Papst beendet seine Predigt in der Basilika St. Anna in Altötting mit einem Hinweis auf Maria und ihre Mutter Anna: Wir denken an Maria, die ganz im Mitsein mit Jesus lebte und deshalb auch ganz für die Menschen da war und es bis heute ist. Und wir denken an die heilige Mutter Anna. Wir denken an die Berufung der Mütter und Väter, an die Bedeutung der Familie als Raum des Lebens und des Betens, in dem Beten gelernt wird und Berufungen reifen können.

(veröffentlicht in: Pastoralamt der Diözese St. Pölten [Hg.], Jahrbuch der Diözese St. Pölten 2008, St. Pölten 2007, 7-14)

² Vgl. Benedikt XVI. in Österreich, (Styria Verlag) Wien-Graz-Klagenfurt 2007. - Die Ansprachen und Predigten des Papstes bei seinem Besuch in Österreich vom 7. bis 9. September 2007 sind dokumentiert in: Die Tagespost Nr. 108 / 08.09.2007. 5 und in: Die Tagespost Nr. 109 / 11.09.2007. 5-11.

³ Vgl. Apostolische Reise Seiner Heiligkeit Papst Benedikt XVI. nach München, Altötting und Regensburg 9. bis 14. September 2006. Predigten, Ansprachen und Grußworte. (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 174), Bonn 2006, 58-62.